

Josefine KITZBICHLER – Katja LUBITZ – Nina MINDT, Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800. Transformationen der Antike Bd. 9. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009, 435 S.

Josefine KITZBICHLER – Katja LUBITZ – Nina MINDT, Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Transformationen der Antike Bd. 10. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009, 520 S.

Gleich in zwei Bänden, die eine Frucht des Berliner Sonderforschungsbereich 644 „Transformationen der Antike“ an der Humboldt-Universität Berlin darstellen, wird die „Theorie“ der Übersetzung antiker Literatur seit 1800 thematisiert. Während der erste Band (Theorie, Bd. 9) analysierend und darstellend die Geschichte der theoretischen Überlegungen zum Problemfeld des Übersetzens behandelt, bietet der zweite Band (Bd. 10) ausgewählte Dokumente, die die umfassende Darstellung illustrieren.¹

Der Begriff der Theorie ist dabei im weiteren Sinne zu verstehen, da die analysierten Textsorten sehr disparat sind. Eine zusammenhängende systematische Theorie der Übersetzung hat es in diesem Sinne nicht gegeben. Neben eigenständigen theoretischen Schriften gehören Vor- und Nachworte, Überset-

¹ Der Abdruck der einzelnen Beiträge erfolgte in chronologischer Folge nach dem Datum des Erstdrucks. Abgesehen von einem Auszug aus August Boeckhs Encyklopädie, die erst 1877, zehn Jahre nach Boeckhs Tod, gedruckt wurde und die hier dem Jahr 1865 (in dem Boeckh seine Vorlesung zum letzten Mal hielt) zugeordnet wurde. In Gestalt, Orthographie und Interpunktion folgen die Texte in der Regel dem jeweiligen Erstdruck. Zwei Ausnahmen: Schleiermachers Akademierede wurde nach der verbindlichen kritischen Gesamtausgabe von 2002 (I. Abt., Bd. 11) wiedergegeben, der Aufsatz von Wilamowitz in der letzten, stark erweiterten Bearbeitung von 1925; vgl. die Einleitung von Kitzbichler/Lubig/Mindt, Dokumente 1. Dabei werden manche Texte überhaupt erst wieder neu zugänglich gemacht. Das gilt für Solgers Vorschlag, Übersetzen als wissenschaftliche Aufgabe zu etablieren, Wilbrandts Überlegungen zu Übersetzung und bürgerlicher Theaterpraxis und Jordans Versuch, im 19. Jahrhundert noch einmal rhapsodische Unmittelbarkeit zu erzielen. Vgl. das Vorwort von Rösler und Schmitzer, o.S. Diese Textsammlung unterscheidet sich von der von Hans Joachim Störig vorgelegten Anthologie einerseits durch die Erweiterung des Textkorpus um weniger bekannte Schriften, andererseits durch zeitliche und thematische Eingrenzung des Gegenstands. Störigs Sammelband „Das Problem des Übersetzens“, der vor allem die deutsche Perspektive zeigt, erschien zuerst 1963, in zweiter Auflage 1969, die z.T. in den Textfassungen von der Erstauflage abweicht, für einen Neudruck (1973) noch um ein Literaturverzeichnis ergänzt wurde. André Lefevre (Translation. History. Culture. A Sourcebook, London 1992) und Douglas Robinson (Western Translation Theory from Herodotos to Nietzsche, Manchester 1997) hingegen thematisieren den gesamten westeuropäischen Horizont; vgl. die Einleitung von Kitzbichler/Lubig/Mindt, Dokumente 1.

zungsreflexionen in literaturgeschichtlichen Arbeiten, Rezensionen von Übersetzungen, aber auch Reflexionen über das Übersetzen innerhalb von unterschiedlichen methodischen und Schriften wie überhaupt *Varia* zum Ausgangsmaterial. Generell kann man sagen, dass das Übersetzen antiker Texte im deutschen Sprachraum des 19. und 20. Jahrhunderts meist nicht in eigenständigen theoretischen Schriften, sondern entweder im Rahmen konkreter Übersetzungsarbeit oder in anderen Zusammenhängen (z.B. sprachphilosophischer Art) sozusagen als *Parergon* diskutiert wurde. Die (später einsetzende) Rezeption der Theorie der Übersetzung antiker Schriften beschränkte sich zudem oft auf nur wenige Texte prominenter Autoren (z.B. Schleiermacher, Humboldt, Wilamowitz oder Schadewaldt), die schon quasi kanonischen Status erreicht hatten.

Während der Theorieband also die Aufarbeitung dieser heterogenen Quellenlage bietet, liefert der Dokumentenband sowohl kanonische Texte als auch weitere heute mehr oder weniger unbekannte Schriften des 19. Jahrhunderts sowie Aufsätze oder Werkstattberichte bedeutender Literaturwissenschaftler und Übersetzer des 20. und 21. Jahrhunderts. Ziel der Dokumentation ist es, ein besseres Verständnis der kanonischen Texte zu ermöglichen und die Kontinuität der Debatte bis in die Gegenwart nachvollziehbar zu machen, so dass die Theoriegeschichte eine tragfähige Grundlage erhält.

Im Folgenden soll die „Theorie“ der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800 aber nicht in all ihren Verästelungen nacherzählt werden, zumal aufgrund der methodischen Vorbehalte, die die Autorinnen selbst benannt haben, vielmehr sollen in repräsentativer Weise einzelne Fäden aufgenommen werden und so verschiedene Streiflichter auf Themen fallen, die noch heute für philologisches Arbeiten und Übersetzen von Bedeutung sind.

Kontroverse Diskussionen über die rechte Form des Übersetzens entzündeten sich immer wieder an den griechischen Klassikern, insbesondere an den homerischen Epen, und so verwundert es nicht, dass das Übersetzen griechischer Texte oft im Mittelpunkt der beiden Bände steht. Neben berühmten Gräzisten wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Eduard Fraenkel oder Wolfgang Schadewaldt und bekannten modernen Übersetzern klassischer antiker Texte wie Emil Staiger oder Dietrich Ebener bis hin zu dem Homerübersetzer, Komparatisten und Schriftsteller Raoul Schrott, der in der jüngsten Vergangenheit durch seine Arbeiten zu Homer große Aufmerksamkeit erregt hat, kommen auch weniger bekannte Gelehrte und Schulmänner des 18./19. Jahrhunderts zu Wort, deren Thesen referiert und in repräsentativen Texten vorgestellt werden.

Immer wieder werden die grundsätzlichen Fragen des Übersetzens aus unterschiedlichen Perspektiven reflektiert: Wie ist das Verhältnis zwischen Original und Übersetzung? Welche Art der Übersetzung ist angemessen? Kann man oder sollte man einen poetischen Text auch prosaisch wiedergeben oder muss man, um den Eindruck des Originals wenigstens von Ferne wiedererwecken zu können, nicht eine poetische Form wählen? Wer ist überhaupt ein geeigneter Übersetzer? Muss dieser nicht Philologe sein? Wie kann man die Funktion der Übersetzung bei der philologischen Betrachtungsweise der antiken Texte definieren? Welche sprachlichen Neuerungen sind statthaft, wenn man einen Text neu übersetzt? Mit welchem begrifflichen Instrumentarium lassen sich verschiedene Methoden und Techniken des Übersetzens charakterisieren und wie lassen sie sich für die Praxis des Übersetzens fruchtbar machen? Was bedeutet eigentlich „wörtliches“ Übersetzen?

Im Fokus der Kritik steht dabei oftmals die 1794 erschienene Voß'sche Homerübersetzung, da sie aufgrund ihres sprachmimetischen Prinzips des klassizistischen Übersetzens sozusagen epochemachend und stilbildend gewirkt hat. Kein Geringerer als August Wilhelm Schlegel gehörte zu den ersten Rezensenten, den man – von den Spezialisten einmal abgesehen – eher in einem Zusammenhang mit Shakespeare erwartet hätte. Noch erstaunlicher ist dabei, mit welcher Akribie Schlegel die Voß'sche Übersetzung überprüft hat und mit welcher großer Präzision und leicht einsehbaren Argumenten Fehlübersetzungen von ihm aufgedeckt werden. Voß wagte manche wortschöpferische Experimente, die für deutsche Ohren ungewöhnlich oder unfreiwillig komisch klingen können (z.B. die bekannte homerische Phrase: „der helmumflatterte Hektor“)², produzierte manchmal auch Fehlerhaftes und erweiterte den epischen Ausgangstext, indem er den knappen homerischen Originalvers in eine deutsche Versform transponierte, aufgrund des Verszwangs um Füllsel, Versatzstücke und Ausschmückungen im Deutschen. Nähe zum Originaltext und Texttreue wurden von Schlegel als überzeugende Argumente verwandt, um das Original verfälschende Übersetzungen zu entlarven.

Aus dem vielschichtigen Material, das die Autorinnen akribisch aufgearbeitet haben, seien weitere markante Positionen und Themenblöcke herausgegriffen. Ganz ausführlich wird etwa die berühmte Unterscheidung des dokumentarischen und transponierenden Übersetzens von Wolfgang Schadewaldt dargestellt, deren Grundsätze seine bekannte, im Dokumentenband abgedruckte Rede auf dem Artemis-Symposion zum Problem des Übersetzens aus dem

² Vgl. auch Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Dokumente 165: Ludwig Seeger moniert die Voß'sche Übertragung der Wolken des Aristophanes, und zwar besonders: „die fünfgezottelte Ziegenpelz-Einpolsterung“.

Jahre 1960 wiedergibt. Besonders wichtig ist dabei die Differenzierung dreier verschiedener Aspekte: Vollständigkeit, Bewahren der fremden Vorstellungen sowie das Bewahren der Folge der Vorstellungen.³ Kontrovers diskutiert wurde auch die Frage, inwiefern man das Prinzip dokumentarischen Übersetzens auf lateinische Texte übertragen kann. Auch die Grenzen dokumentarischen Übersetzens etwa in der Komödie werden genannt.⁴

Das Verhältnis zwischen philologischer Arbeit und Übersetzen wird unterschiedlich gewertet. Dass korrektem Übersetzen philologischer Sachverstand vorausgehen müsse, hebt Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff plakativ hervor:

„Die Übersetzung eines griechischen Gedichtes kann nur ein Philologe machen. Wohlmeinende Dilettanten versuchen es immer wieder, aber bei unzureichender Sprachkenntnis kann nur Unzureichendes herauskommen.“⁵

Doch tauchen auch Zweifel bei den übersetzungstheoretischen Überlegungen an der Notwendigkeit des Übersetzens aufgrund der eigentlich unerreichbaren Ferne des Originals auf. Überhaupt rieten bedeutende Philologen des 19. Jahrhunderts wie Gottfried Hermann, August Boeckh oder Moritz Haupt vom Übersetzen ab. Bei aller Wertschätzung guter Übersetzungen wie z.B. der Schleiermacher'schen Platon-Übersetzung sieht etwa August Boeckh (1785-1867) das Anfertigen von Übersetzungen in erster Linie als basalen Lernschritt und Einstiegshilfe für das tiefere Verständnis der Texte und ihrer Kommentierung:

„Soweit sich das Verständnis des Originals in einer Uebersetzung ausdrücken lässt, kann man es sich ohne allzu tiefe Forschung erwerben. Natürlich wird eine Uebersetzung umso vollkommener sein, je tiefer man in das Original eingedrungen ist; aber dies gilt doch nur bis zu einer Grenze, die auch der vollendetste Philologe nicht überschreiten kann. Die Uebersetzung ist eigentlich nicht die Kehrseite des Originals, sondern des Bildes, welches der Uebersetzer vom Original gewonnen hat, und auf dieser Kehrseite treten viele Züge einfach nie hervor, welche die Arbeit des Philologen in jenes Bild eingewirkt hat; folglich lässt sich aus einer Uebersetzung die zu Grunde liegende philologische Forschung nur sehr mangelhaft erkennen. Ausserdem gehört zum Uebersetzen, dass man die eigene Sprache *künstlerisch* beherrscht, was nicht Sache der philologischen Wissenschaft ist. Wenn die Philologie anfängt zu überset-

³ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Theorie 289.

⁴ Das dokumentarische Übersetzen trieb Schadewaldt in seinen Seminaren soweit, dass selbst die Silbenzahl der einzelnen Worte im Deutschen erhalten bleiben sollte; so eine mündliche Mitteilung von R. Peppermüller, der Abaelards Römerbriefkommentar quasi dokumentarisch übersetzt hat, wie etwa auch P. Dräger die Vita Constantini des Eusebius.

⁵ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Dokumente 326.

zen, hört sie daher auf Philologie zu sein. Da somit das Uebersetzen von der eigentlichen philologischen Arbeit abzieht, würde ich abrathen, sich ohne besonderen Beruf viel damit zu befassen. ... Uebersetzungen und Umschreibungen sind also für das Studium die Grundlage der weiteren Erklärung, des Commentierens; je mehr man sich in eine fremde Sprache einlebt, desto unmittlbarer wird man mit ihren Worten die Anschauung verknüpfen, die darin ausgedrückt ist, desto entbehrlicher wird also das Uebersetzen.“⁶

Die große Ferne zwischen originalem Text und dem Versuch einer Übersetzung macht eine Anekdote deutlich, die Wilamowitz über Moritz Haupt erzählt: „Moritz Haupt begann mein Doktorexamen damit, dass er mich, den er persönlich gar nicht kannte, eine lange Reihe von Versen des Lucretius lesen ließ. Dann sagte er, als ich anfangen wollte zu übersetzen: ‚es ist gut. Verstehen tun wir’s beide, und übersetzen können wir’s beide nicht.‘ Er pflegte auch im Kolleg nicht zu übersetzen, es sei denn ins Lateinische, streute aber Bemerkungen ein, wie zu den Worten des zürnenden Achilleus über Briseis ἐπεὶ μὲν ἀφέλεσθ’ ἔγε δόντες; ‚das übersetze mal einer, das Partizip, und das γε. Keine Sprache kann das.‘“ Und noch bekannter wurde sein Ausspruch: „Die Übersetzung ist der Tod des Verständnisses“⁷, womit er sich aber offenbar auf die philologische Praxis in den Schulen bzw. bei Prüfungssituationen bezog, die einer tieferen philologischen Betrachtung geradezu entgegenwirke.

Solche auf den ersten Blick vielleicht provozierenden Aussagen werden außerdem verständlicher, wenn man sich die besonderen historischen Bedingungen vor Augen hält, in denen sie entstanden. Im 19. Jahrhundert und bis ins 20. Jahrhundert hinein wurde auf den humanistischen Gymnasien, fortgeführt dann auf der Universität, eine – aus heutiger Sicht – geradezu unglaubliche Sprachbeherrschung im Lateinischen und Griechischen vermittelt und gefördert. Man las nicht nur große Textmassen der antiken Autoren, sondern sprach und dachte auch in den Alten Sprachen.

Immer wieder auch illustrieren in den vorgelegten Dokumenten die Übersetzungstheoretiker ihre Thesen mit aussagekräftigen Beispielen: z.B. Manfred Fuhrmann,⁸ der Interlinear-Versionen eher wörtlichen Übersetzungsversuchen sowie eleganten Übertragungsvarianten gegenüberstellt,⁹ oder besonders interes-

⁶ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Dokumente 202-204.

⁷ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Theorie 181.

⁸ Vgl. auch N. Mindt, Manfred Fuhrmann als Vermittler der Antike: ein Beitrag zu Theorie und Praxis des Übersetzens. Transformationen der Antike, Bd. 5, Berlin/New York 2008.

⁹ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Dokumente 480ff.

sant wieder Wilamowitz, der sich an eigenen Rückübersetzungen in griechische Verse versucht hat.¹⁰

Der letzte Beitrag des Dokumentenbandes stammt aus jüngster Zeit (2006), nämlich aus der Feder von Raoul Schrott, der mit seinem Homerbuch und seiner neuen Übertragung der Ilias einige Aufmerksamkeit im Feuilleton der FAZ bzw. in der wissenschaftlichen Debatte erregt hat, wenngleich das Urteil mancher Fachgelehrter vernichtend war. In dem ausgewählten Text beschreibt er sieben Prämissen seiner Homerübertragung, von denen allerdings nur sechs zitiert werden. Im Gegensatz zu früheren Übersetzungen, die ihm aufgrund ihrer sprachlichen und inhaltlichen Fremdheit bisweilen schon regelrecht surreal erscheinen, möchte er Homer zu uns holen und ihn lesbar machen (1). An die Stelle von Verszwang oder zu großer Nähe zum Original sollen flexiblere Rhythmen treten, die dem natürlichen Duktus des Deutschen folgen (2). Die Übersetzung spiegelt möglichst auch die Ergebnisse moderner Forschungs- und Kommentierungsarbeit wider (3). Hinter aller Formelhaftigkeit und Artifizialität des homerischen Textes gilt es den durch den situativen Kontext determinierten Sinn zu erfassen, so dass die einzelnen Bilder Kontur erhalten (4). Auch die homerischen Epitheta gilt es neu zu interpretieren und ihren eigentlichen Sinn im Kontext zu entdecken (5). Diese Kontextsensitivität hätten Homer und sein Publikum durchaus besessen und versuche die neue Übersetzung zu erfassen (6). Im Theorie-Band wird dazu vermerkt, dass Schrott hier letztlich nur Gedanken des 19. Jahrhunderts weiterführt, wenn er seine Vorstellungen vom zum Leser transportierten Autor umsetzt und die Wiedergabe der Fremdheit des Originals in seiner transponierenden Übersetzung aufgibt.¹¹

Gut zum Thema gepasst hätte im Dokumentenband das Nachwort von W. Schadowaldt zu seiner Odyssee-Übersetzung, in dem er seine Methode gegenüber Voß abgrenzt, oder auch das Vorwort von Joachim Latacz aus dem Jahre 2000 zu seiner Ilias-Übersetzung im Rahmen des neuen Basler Gesamtkommentars.¹² Diese Übersetzung ist aufgrund des sie stützenden Kommentars sicherlich als wichtigste – methodisch am besten abgesicherte – Homerübertragung jüngster Zeit zu bewerten, auch wenn es sich (bisher) nur um eine Teilübersetzung handelt.

Wie schwierig sich der Prozess des Übersetzens gestalten kann, hat schon Martin Luther auf den Punkt gebracht:

¹⁰ Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Dokumente 344ff.

¹¹ Vgl. Kitzbichler/Lubitz/Mindt, Theorie 353.

¹² J. Latacz, Homers Ilias 1 Erster Gesang (A) Faszikel 1: Text und Übersetzung, München/Leipzig 2000, XVII-XX.

„Ich habe mich des beflissen im Dolmetschen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei oder vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden ... daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fertigen konnten ... nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin gehet wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen müssen und uns ängstigen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könne so fein dahergehen.“¹³

Schließlich mag aber auch das gelten, was Latacz am Ende seines Vorworts schreibt:

„Am Ende ist der Übersetzer stets allein. Alle Synonymik-Lexika der deutschen Sprache entheben ihn nicht der zähen Suche nach dem angemessenen Wort. Ob sein Glücksmoment im Augenblick des Findens nach oft tagelanger Suche am Ende nicht doch nur Selbsttäuschung war, muß der Leser entscheiden. Der Übersetzer kann nur um Nachsicht bitten.“¹⁴

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um deutlich zu machen, wie spannend und interessant die Lektüre der beiden Bände werden kann, mögen einzelne Thesen auch zum Widerspruch reizen. Sie machen außerdem deutlich, dass es nicht genügt sich mit trivialen Phrasen¹⁵ zufrieden zu geben, wenn es

¹³ M. Luther, Sendbrief vom Dolmetschen, in D. M. Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 30, Weimar 1909, 636, in modernisierter Form zitiert nach J. Latacz, Homers Ilias 1 Erster Gesang (A) Faszikel 1: Text und Übersetzung, München/Leipzig 2000, XVII.

¹⁴ J. Latacz, Homers Ilias 1 Erster Gesang (A) Faszikel 1: Text und Übersetzung, München/Leipzig 2000, XX. Martin Hose benutzt in diesem Zusammenhang den Vergleich des Übersetzers mit dem Torwart beim Fußballspiel; mündliche Mitteilung 2010.

¹⁵ Man denke nur an die aus dem Schulunterricht sattsam bekannte Formel: „So wörtlich wie möglich, so frei wie nötig.“ Dagegen sei etwa auf U. Eco verwiesen: „Was heißt übersetzen? Die erste und einfachste Antwort könnte lauten: dasselbe in einer anderen Sprache sagen. Nur ist es leider so, daß wir erstens nicht ohne weiteres angeben können, was es heißt, dasselbe zu sagen, und wir wissen es nur sehr ungenau bei all jenen Operationen, die wir Paraphrase, Definition, Erklärung, Umformulierung nennen, ganz zu schweigen von Ersetzungen durch angebliche Synonyme. Zweitens wissen wir angesichts eines zu übersetzenden Textes nicht immer, was eigentlich da gesagt werden soll. Und drittens ist in manchen Fällen auch ungewiß, was sagen heißt. Wir brauchen nicht hochfliegend danach zu suchen (um die zentrale Bedeutung des Übersetzungsproblems in vielen philosophischen Diskussionen zu unterstreichen), ob es in Werken wie der Ilias oder den Blumen des Bösen ein ‚Ding‘ an sich gibt, das hinter und über jeder Sprache, in die sie übersetzt werden, durchscheinen und funkeln müßte – oder das im Gegenteil nie erreicht wird, wie sehr sich die andere Sprache auch anstrengen mag. Wir können die Sache niedriger hängen, und das werden wir im folgenden auch häufig tun. Angenommen, in einem englischen Roman sagt jemand: *It's raining cats and dogs*. Es wäre albern, wollte man das im Glauben, man sage dasselbe, wortwörtlich

um das Problem des Übersetzens geht. Vielmehr laden beide Bücher dazu ein, sich mit der vorhandenen übersetzungstheoretischen Tradition anhand ausgewählter Texte aus der lebendigen Praxis des Übersetzens auseinanderzusetzen.¹⁶ Diese zu studieren ist nun möglich aufgrund der Leistung der Herausgeberinnen, die ein nützliches Arbeitsmittel geschaffen haben, das gleichzeitig eine empfindliche Forschungslücke füllt.

Priv.-Doz. Dr. Horst Schneider
 Redaktion „Fontes Christiani“ im Herzoglichen Georgianum
 Institut für Mittellateinische Philologie
 Geschwister-Scholl-Platz 1
 D-80539 München
 E-Mail: Schneider.HorstPhilipp@kaththeol.uni-muenchen.de

übersetzen mit: „Es regnet Katzen und Hunde“. Man übersetzt: „Es regnet in Strömen“ oder: „Es schüttet wie aus Eimern“. Was aber, wenn es sich um einen Fantasy-Roman handelt, der in einer ganz anderen Welt spielt, und darin erzählt werden soll, daß wirklich Katzen und Hunde vom Himmel fallen? Man würde es wörtlich übersetzen, sicher. Was aber, wenn der so Redende zu Doktor Freud ginge, um ihm zu erzählen, daß er unter einer seltsamen Obsession leide, da er sich ständig von Katzen und Hunden verfolgt fühle, selbst wenn es regnet? Man würde auch dann wörtlich übersetzen, aber es ginge die Nuance verloren, daß der Ärmste auch ein obsessives Verhältnis zu idiomatischen Redewendungen hat. Und was, wenn in einem italienischen Roman jemand sagt, es regne Katzen und Hunde, weil er ein Student der Berlitz School ist, der sich nicht der Versuchung entziehen kann, seine Rede mit aufdringlichen Anglizismen zu schmücken? Bei einer wörtlichen Übersetzung würde der italienische Leser vielleicht nicht bemerken, daß der Sprecher einen Anglizismus gebraucht. Und wenn der Roman dann ins Englische übersetzt werden sollte, wie könnte man diesen Anglizistentick wiedergeben? Sollte man die Nationalität des Sprechers ändern und ihn zu einem Engländer mit einer Vorliebe für Italianismen machen, oder zu einem Londoner Arbeiter, der erfolglos versucht, sich einen Oxfordakzent zuzulegen? Das wäre eine zu große Freiheit. Und wenn das *It's raining cats and dogs* jemand in einem französischen Roman auf englisch sagt? Wie würde man das dann ins Englische übersetzen? Wir sehen schon, wie schwierig es ist, zu bestimmen, was genau in einem Text ausgedrückt wird und wie man es wiedergeben soll.“ Umberto Eco, *Quasi dasselbe mit anderen Worten, Über das Übersetzen*, München 2009, übersetzt von B. Kroeber, 9f.; Titel der Originalausgabe: *Dire quasi la stessa cosa. Esperienze di traduzione*, Mailand 2003; Eco gibt auch eine moderne Definition des Übersetzens: „Übersetzen heißt also, das innere System einer Sprache und die Struktur eines in dieser Sprache gegebenen Textes verstehen und dann ein Double des Textsystems schaffen, welches – nach Maßgabe einer bestimmten Beschreibung – beim Leser ähnliche Wirkungen erzeugen kann, ähnlich sowohl auf der semantischen und syntaktischen Ebene wie auf der stilistischen, metrischen, lautsymbolischen und in den Gefühlsregungen, die der Originaltext hervorrufen wollte.“ Vgl. Eco, *Quasi dasselbe mit anderen Worten* 18.

¹⁶ Jenseits aller modernen Übersetzungswissenschaft; vgl. J. Latacz, *Homers Ilias 1 Erster Gesang (A) Faszikel 1: Text und Übersetzung*, München/Leipzig 2000, XX: „Über die Technik und die Kunst des Übersetzens ist genug gesagt, geschrieben und gestritten worden. Ganze Bibliotheken gehen täglich damit um.“